

Die Zelle des

Nr. 18

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Stephan, der Schmied.

Erzählung von Ernst Zahn.

17. 10. 1907

Sie ist eine wie von Porzellan, Eure Frau, sagte der Arzt. „So etwas will nichts aus.“

„Ja ja!“ sagte Stephan und kraute sich im dichten Haar.

Sie standen in der Wohnstube, während sie so zusammen sprachen.

„Stephan!“ kam da die tontose und ängstliche Stimme der Maria aus der Nebenkammer.

Er ging mit seinen tappigen Schritten, die er nicht zu dämpfen verstand, hinein. „Was?“ fragte er.

Sie streckte die Hand aus, wie um ihm anzudeuten, daß er näher kommen müsse. Da machte er sich ans Bett heran, sein Leben war noch nicht anders als an dem Abend, da der Ludwig, sein Bruder, fortgegangen war.

„Wie wie wird es heißen, das Kind?“ fragte sie zitternd.

„Habe ich es Dir nicht gesagt?“ gab er zurück und schaute sie gerade und ohne zu zucken an.

„Nicht nicht den Namen,“ bettelte sie. „Tu es ihm nicht an, dem Kind.“

Er drehte sich gelassen ab und machte Miene zu gehen. Der Doktor stand mit Hut und Stock drüben auf der Schwelle.

„Nicht nicht den Namen, Stephan,“ bettelte die Wöchnerin.

„Ahr sollt sie nicht aufregen,“ raunte der Doktor dem Schmied zu. Maria erhobte das Wort. „Sprich ihm zu, Herr,“ stieß sie immer erregter heraus. „Er will ihn Stein heißen, den Knaben.“

Der Arzt lachte fast. „Ahr werdet Euch keine Tollheiten einfallen lassen,“ sagte er zu demselben.

Der hielt die Hände in die Taschen gestopft. Ohne zu antworten, ging er in die Wohnstube hinüber. Der Arzt folgte ihm. „Laßt die Narrheiten! Mergst die Frau nicht! Zudem den Namen — es geht gar nicht an, so ein Name,“ sprach er auf ihn ein.

Der Schmied stand unter seinen Worten wie unter einem Regen, den er gleichgültig über seinen Rücken rieseln ließ. Einmal sagte er. „Was einer ist, soll er heißen.“

„Ahr seid ein Stier,“ zürnte der Doktor. „Aus dem Haus gehen könnt Ihr das Kind, aber verunglimpsen dürft Ihr es nicht!“

Aus der Kammer kam Schluchzen. Da rief der Doktor die Magd, die eilig hineinging.

„Ein Stier seid Ihr,“ rief er noch einmal den Schmied an. „Ahr bringt sie mit Gewalt mit, Eure Frau.“

Stephan hauchte erwiderte kein Wort. Er wendete dem anderen voll ins Gesicht mit dem leeren und dem scharfen, schwarzen Auge zu und stand, als sperrte er sich an der Stelle fest, stand wie ein Stier, wie der andere gesagt hatte. Der Doktor ging; er sah, daß sein Zorn nicht fruchtete. Als er fort war, lag Stephan in die Werkstätt hinab.

Der kleine, arme Mensch, das Kind der Maria, lag in der Stammer der Magd. Die Maria aber starb zwei Tage, nachdem der Arzt dagewesen war. An einem Spätnachmittag starb sie. Es wurde still an der Straße, still unten in der Werkstätt und still oben in der Stube, wo ein paar Waldhener aus und ein gegangen waren, der Parrer, der Doktor, eine entfernte Verwandte der Maria und die Hebammen, die um die Sterbende zu tun gehabt hatten.

Der Abend ging langsam in die Nacht über. Die Stille um die Schmiede und in derselben wuchs noch. Nun ging nur noch die Katharina auf schlürfenden, aber wenig lärmigen Schuhen umher. Vom Tisch, wo er spät zu Nacht gegessen, erhob sich Stephan hauchte. Er hatte die Stube dunkel gelassen; sie war düster und kalt wie ein Keller. Mit wenigen Schritten durchmaß er sie und öffnete die Stammertür, hinter der die tote Maria lag. Da war ein großer Gegensatz zwischen diesem Räume und dem dunkeln, aus dem er herkam. Durch die Fenster der Stammer brach das Mondlicht. Die Magd hatte über die Scheiben neu gewaschene und gestärkte Vorhänge gespannt, deren Weiß eigenartig leuchtete. Das wertlose Spitzemöbel glück mit seinem Meißel kunstvoll ausgeschlagenem Marmorzierat. Das Mondlicht quoll auch über das Bett der Maria herein, das sie in die Mitte der Stube gerückt hatten, voll, blendend, gerade über das Kopfende. Das blaugemusterte, verwaschene Kissen und die gleichfarbige Federdecke schimmerten weiß, nur von leisen Schatten durchspinnen, und wie gemacht, damit der Kopf der Maria sich noch edler daraus hervorhebe. Stephan hauchte tat, als er eintrat, einen solchen Blick auf seine tote Frau; es war wunderbar zu sehen, wie sie wie in einer Glorie auf dem Bette lag. Er zog leise die Tür hinter sich zu, verschränkte die Arme und sah wieder auf das Bett.

Dann ging er hinüber, irisch der Toten über eines ihrer Augenlider, das noch nicht ganz geschlossen war. Letzliche sie wieder, hob ihr dann die Arme, die bis fast zur Achsel hinauf hoch waren und unter der Decke verborgen gewesen, und legte sie weit gestreckt auf die Lehne; so gab er der Maria das Aussehen einer in unendlichem Wohlensfinden schlafenden, aber er legte damit ihren schönen Körper auch so nieder, daß diese Arbeit noch mehr als vorher Ausdruck gewann. Und als er es getan hatte, stellte er sich wieder mit verchränkten Armen vor das Lager und sagte ganz laut und ruhig. „Du, ich bin gewesen. Du.“

Das Mondlicht quoll über Bett und Leibe nieder, über die weiße, harte Stirn, die Wangen, die keine Nase und die fast durchsichtigen Lider und dann über die Arme, die so ruhevoll und gelassen auf die Decke hingestreckt lagen. Auf dem Gesicht und der reinen Haut der Arme lag das Licht wie ein taglautes Wasser, in dem sie badeten; aber es schante em a; gleich feinem und reinem Gold in das Licht hinein und überwand es da und dort. An den Lidern, über der Stirn, neben den Wangen, am Hals der Maria und dort, wo die Decke eben noch kaum die Brust verbergte. Das waren die Wimpern und das Haar der toten Frau.

„Schön bist Du gewesen, Du,“ sagte Stephan hauchte. Sein Blick glitt mit einer ähnlichen Andacht über sie hin wie die, mit der er vor wenigen Tagen die Schönheit jener Bronzefigur gemessen hatte. Aber neben der eigentümlich frohen Ruhe, mit der er seines Weibes Schönheit genoss, trat das Stierhafte an seiner Stirn und in seiner Haltung und eine sinnige Gleichgültigkeit deutlich und schwer hervor. Die hatte er die Maria vom Tage an kosten lassen, an dem er ihre und des Bruders Nuttreue erfahren, hatte die Frau seither wie eine Magd gehalten. Und doch hätte die Maria erzählen können, daß er früher an ihr gehangen hatte, wie nicht leicht einer an einen anderen Menschen anwächst. Schon als er noch um sie in das ein paar Stunden von seinem Hause entfernte Dorf, wo sie gelebt hatte, gekommen war, fast täglich, bei jedem Wetter, manchmal in der Nacht, wenn der Tag ihn nicht hatte frei kommen lassen! Seine Beharrlichkeit hatte ihm dazu geholfen, daß sie ihm ihre Antwort gab. Nachher, in dem Jahre ihrer Ehe, bevor der Ludwig heimgekommen war! Wenn er auch ein rauher Mensch war und seine bösen Stunden hatte, gebätschelt

und verwöhnt und geliebt hatte er sie! Aber seit das mit seinem Bruder geschehen, hatte er sie gleichsam mit schwerem Schmutz aus seinem Wege geschoben und hielt sie doch wieder an ihrer Pflicht und bei sich fest, ließ sie den Meister fühlen, dessen schwere Faust sie stieß, wohin es ihm beliebte. Auch jetzt, da sie tot war, ließ er weder Erbarmen noch Leid für sie in sich aufkommen, nur die seltsame Freude an ihrer Schönheit gewann neben dem stumpfen Groll, den er gegen sie trug, Durchlaß. Diese Freude war so groß, daß er nach einer Weile langsam in den Hof hinausging und nach seiner Magd rief, sie nach der Kammer der Toten winkle und mit der weißen Hand auf das Bett zeigte.

„Sieh sie an, wie sie schön ist,“ sagte er und strich noch eine Falte am Deckbett glatt, die ihm nicht in die Vollkommenheit des Bildes paßte.

Die Magd brach in Schluchzen aus, hatte schon den ganzen Tag geweint. Sie war mittel groß, hatte einen dünnen, schmalen Hals, flächige rote Wangen und wässrige, gutmütige Augen. Sie trug sich ärmlich, aber reinlicher als der Schmied und selbst die Maria, als die noch gelebt hatte. Unter allem Schluchzen gab sie durch ein Nicken dem Schmied zu erkennen, daß sie freilich zustimme, schön sei sie, die Maria; als sie aber an diesem seine Meinung der Trauer wahrte, stockte ihr Weinen vor Staunen und Schen; heimlich und mit Kopfschütteln betrachtete sie von der Seite den Schmied und machte sich, als sei ihr in seiner Nähe unheimlich, bald wieder aus der Stube fort. Dann verließ auch Hans die Kammer wieder und schloß in dieser Nacht auf dem ledernen Ruhebett in der Wohnstube. Um das Kind kümmerte er sich nicht, hatte sich nicht mehr darum gekümmert, seit die Magd es in ihre Läden genommen.

Am nächsten Tage besorgte er, was ihm für seine Frau und ihren letzten Weg in Wallheim zu tun blieb. Als er für die Tote tat, was das Gesetz vorschrieb, fiel ihm ein, daß er sich einen Weg sparte, wenn er auch für das Kind gleich ordnete, was zu ordnen war. So machte er auf dem Zivilstandesamt die Anzeige von dem Weggang der Maria und von der Ankunft des Kindes in gleichem Atemzuge. Der Beamte, ein junger, blutarmer, erst kürzlich in die Stelle gerückter Bauer, den Breitbäufigkeit hinderte, mit schwerer Arbeit sein Brot zu verdienen, schrieb das von der Maria ohne Anstand nieder: Name, Geburtstag, Todestag und das mehr. Dann kamen sie zum Knaben. „Am dem Tage und zu der Stunde wurde geboren . . .“

Der Schreiber sah auf; als Rentling hatte er ohnehin eine ängstliche Art, zudem stand der Schmied so dicht bei ihm, als müßte er ihm beim Schreiben die Hand führen.

Stephan Hansch nannte den Namen des Kindes: „Main Hansch“.

„Habt Ihr Euch nicht verbroden?“ fragte der Schreiber.

„Main,“ sagte der Schmied. Sein Blick stand genau auf die kleine weiße Stelle im Register, wo der Name stehen mußte, als nagelte er ihn da fest.

„Das - das kann ich doch nicht hinlegen!“ sagte der Schreiber und wurde rot.

„Nun; ich es Euch noch einmal sagen!“ murmelte Stephan. „Einen besseren, meine ich, hätten wir wählen können an der Gemeinde, einen Hinkeren.“

Er sagte das langsam, immer den Blick unversichert auf dem Blatt, immer die Stirn gleich einem Freiloch vorgeneigt. Den ängstlichen Schreiber verächtlichterte seine Rede vollends. Er erinnerte sich, daß der böse Name immerhin ein Name sei, daß er ihn nicht selber zu tragen brauche, und das der Schmied als Vater das Recht hatte, seinen Namen zu nennen, wie ihm beliebt. So schrieb er das Wort an die kleine weiße Stelle, wo das Auge Stephans haftete.

Dermaßen bekam der Knabe der Maria den Namen Main nach Recht und Gesetz. Als er schwarz auf weiß in dem Buche stand, nickte Hansch kurz, mürrisch, gleichgültig, so wie um zu sagen: „Nicht steht es da! Das war sicher, daß es da stehen mußte!“ Als der Schreiber weiter eintrog: ehelicher Sohn des Stephan Hansch und der Maria, geborene Lehr, lachte er auf, aber er machte keinen Einwand.

Nachdem dieses Geschäft erledigt war, blieb für Hansch nur noch das beim Pfarrherrn abzutun. Der Geistliche war ein alter, beleibt und phlegmatisch gewordener Mensch. Er sah wohl verwundert auf, als der Schmied ihm den Namen nannte, auf den er das Kind getauft haben wollte, meinte auch, wie der Schreiber zuerst, das ginge doch nicht an, dieser Name. Als aber Stephan ungeduldig wurde, fiel dem Hochwürden ein, daß er im Kampf mit seinen hartköpfigen Vätern in langer Amtstätigkeit oft den stärkeren gezogen und ein Streit immer zu viel Unruhe geführt hatte, und Sturpulen und Bequemlichkeit ließen ihn zu keinem Widerstande kommen. Auch er schrieb den Namen ins Register: Main Hansch. Der Schmied war mit dem Stopfe durch zwei Wände gerannt.

Dabei in der Dachkammer der Katharina lag das Kind, dem sie an diesem Tage ein Schandmal auf die Stirn gedrückt hatten, und schlief, und es ging ihm gut; denn die Magd verstand das Pflegen.

In den Tagen, die nun folgten, wurde die Maria von der Schmiede fort und auf den Wall beim Kirchhof getragen. Es gab den Wallheimern allerlei zu reden. Daran wurde laut, was der Hub der Maria für einen Namen haben sollte, und die müßigen Wänter hatten neue Arbeit. Endlich ließ Stephan, der Schmied, den Knaben, fest ins Stissen gebunden, durch die Hebaume zur Kirche tragen, und er selber und die Katharina gingen als Katen mit. Da kamen die Schwäger im Dorf kaum mehr zur Ruhe.

Aber auch das ging alles vorüber. Der Schmied ging seiner Arbeit nach, mürrisch, eigenmütig und allein, wie er eigentlich Tags seines Lebens ein einsamer Mensch gewesen war. Es schien sich an ihm nichts geändert und die Tatsache keine Spur an ihm hinterlassen zu haben, daß sein Weib für immer aus dem Hause gegangen war. Nach dem Kinde fragte er nicht und sah es erst recht nicht. Gegen seine Stunden hatte er die alte eigenmächtige Art, die die einen lachen, die anderen schelten machte. Sie waren täglich zahlreich genug, daß er einen Gefellen hätte brauchen können, aber er nahm keinen. Vielleicht hatte der Umstand, daß der Bruder, der ihm früher mitgeholfen, sich schlecht angefallen, ihm auch die Lust verdorben, sich einen anderen Mitbewerber zu dingen. Von dem Ludwig ging keine Stunde mehr ein. Der war an dem Tage, da er Stephans Haus verließ, auch aus Stephans Leben verschwunden.

Ruhig, immer die Spuren seiner Arbeit an sich tragend, ging Stephan Hansch umher, so daß der Fremde, der ihn zum erstenmal sah, nachher den Eindruck hatte, mitten am Tag ein Stück Nüternis gesehen zu haben. Dennoch sah derselbe in Wesen und Aussehen finstere Mensch in der Sommerzeit, die jetzt über das Land ging, zuweilen am Feierabend auf seiner Hausbank und sah mit einem eigentümlichen, aus Staunen und Andacht gemischten Ausdruck im Gesicht einem schönen Sonnenuntergang, einer langsam ziehenden Wolke, einem heller werdenden Stern zu, konnte mit einem fremden Verhalten ein gut gebautes Tier, das seine Straße vorüberkam, betrachten, einem schönen Weibe nachsehen oder einem Kinde, in dessen Gesicht ihm ein Ausdruck aufgefallen, langsam folgen und es ernsthaft, freilich ohne Freundlichkeit beobachten, sich dann nachdenklich umwenden und dasselbe Gesicht noch eine ganze Weile in Gedanken und sich daran weidend, vor sich haben.

In einer Nacht, die auf einen dieser Sommerabende folgte, bekam er das Kind seines Weibes wieder zu Gesicht. Diese Nacht brach ebenso klar herein, wie die gewesen war, in der die Maria tot auf ihrem Bett gelegen hatte. Ueber dem schwarzen Waldbunde, das im Osten vielzackig den Himmel säumte, schimmerte der Mond wie die weiße Leichblume, die an dunklem, reglosem Wasser schaut. Der Schmied hatte vor dem Hause gefessen und stieg in Gedanken über die Treppe nach seiner Wohnstube, als im Hof die Katharina ihn zu sich heranzuwinkte. Sie war ganz erregt und doch schüchtern ängstlich, was er sagen werde.

„Das müßt Ihr eben einmal,“ sagte er und winkte ihn nach der leiterartigen Treppe, die zu ihrer Dachkammer führte. Er folgte ihr, fast unbewußt, noch immer in irgendeinem Sinne verloren, sah zu, wie ihre dürrere Hand an der Treppentreppe mit jedem Schritt aufwärts arbeitete, wie sie dieselbe Hand an der Stammertüre tauchte und, sie zurückdrängend, wie angenagelt an ihr haften und begann sich erst dann, daß er an der Schwelle der Magdkammer stand und in der granen starbe, in wenig ansehnliche Bücher und Bündeln gebettet, das Kind lag.

Die Katharina trat jetzt vollends in die Kammer und zum Storbett hin. Sie saß ein wenig, vielleicht aus Verlegenheit über ihre eigenen Mut. „Er ist ganz wie sie gewesen,“ sagte sie, strich dabei sorglos über die Decke des Kindes, so sorglos, daß dies nicht erwachte, und tat in allem gleich behutsam, als hätte sie das kleine Gräßlein unter den Decken, das sie vor Jahren gewartet hatte.

Hansch drängte sich der Gedanke auf, daß die Stube genau so aussah wie damals die Sterbestube der Maria. Nur kleiner war sie. Der Mond füllte sie ganz mit seinem Licht, und der Mond traf den Kopf des Kindes, wie er damals das Bett der Maria getroffen hatte. Auf hinter dem Kissen lag ein kleiner Kopf, von dünnen Härden umrandet, die fein und rein und goldfarbig waren. Das Gesicht war voll und doch zart, hatte dieselben schönen Linien, wie das andere sie gehabt hatte damals - auch im Mondlicht.

Um das lebendige Gesicht war aber etwas, was seine Schönheit noch über jenes andere hob. Das Licht war so hell, daß das Heben und Senken der Brust unter dem gestrickten Jäckchen erkennbar war. Die feinen, samtartigen Wangen bliesen sich auf, und von dem kleinen Mund flüßte der Atem ganz sichtbar; die Lippen öffneten sich bei jedem Zuge dem Sauch wie der Kiech einer Minute.

Hansch blickte eine Weile auf das Bett. Einen Augenblick schien es, als fesselte ihn der Anblick. Er neigte sich unwillkürlich und wie im freudigen Staunen vor, aber dann ging eine seltsame Veränderung mit ihm vor. Der dunkle, eckige Kopf hob sich mehr nach vorn, so daß der Mondschein auf die breitgerade Stirn traf. Aus Haltung und Gesicht des Schmieds war leicht zu lesen, wie der Starrheit das bißchen Freude, das ihn hatte ankam, zu wollen, erwürgte.

„Das ist er also, der Main Hansch?“ fragte er. „Du fütterst ihn gut,“ fügte er hinzu, drehte sich dabei um und nach der Treppe hin. Als er schon hinabzusteigen begann, murmelte er zurück: „Deswegen hätte ich nicht da herauf zu bündeln brauchen.“

Der Katharina sprang das Wasser in die Augen. Sie starrte ihn nach, ihr ganzes Gesicht zuckte. Dann ging sie bis zur Treppe hin, und sich hinablehnend, rief sie ihn hastig. „Du Hansch.“

„Ja?“ fragte er, stehen bleibend.

„So darfst du doch nicht rufen, wenn er einmal hört - so.“

„Wie anders? Daß Du Dich nicht unterstehst! Der Name ist kurz. Und was ist das ist!“

Stegreifdichtung.

Von Ernst Kreowski.

(Schluß)

Eine ähnliche Erscheinung wie in Italien ist auch in Frankreich unmittelbar vor und während seiner Revolutionen zu beobachten. Die ganze Volksschicht damals steht unter dem Zeichen der Improvisation. Wir brauchen nur an die Carmagnole und an die Marieillaise zu erinnern. Mit Recht zählt man in Frankreich auch noch die Brüder *Chénier* zu den bedeutendsten Dichtern der Revolution. *André Chénier* mußte 1794 seinen Freimut auf dem Schafott bezahlen. Gerade die im Gefängnis gedichteten Lieder sollten später seinen Ruhm erstrahlen lassen. Als er die Nachricht von seinem Todesurteil empfing, beschrieb er in einem reizenden Gedicht die Bewegungen des Uhrzeigers bis zu dem Augenblick, wo der Schlaf des Grabes seine Augen schließen würde. Dies war sein letztes Lied. Im übrigen hat die französische Nation, wenn man nicht noch an *Veranger* denken möchte, wenig eigentliche Improvisatoren aufzuweisen. Als erster erscheint wohl *Stéphen Marot* (1495-1544), ehemals Page der Margarete von Valois, dann Kammerdiener *Kranz L.* „der Poet der Fürsten und der Fürst der Poeten“, der aber als heimlicher Protestant ein unruhiges Flüchtlingleben führen mußte. Aus neuerer Zeit ist dann noch *Engène de Pradel* (1787-1857) zu nennen. Er erntete seit 1821 durch seine improvisatorischen Abendeunterhaltungen (Tragödien, Komödien, *Baudesilles*, *Moschichons* usw.) mit besonders kleinen wirklich ausgezeichneten Augenblicksgedichten (*hous rimes*) großen Beifall.

Die niederländische Literatur kennt zwei Improvisatoren: den Naturdichter *Hubert Corneliszoon Poet* (1689-1733), der reizvolle *Adyllen* geschrieben und den Staatsmann *Willem de Gère* (1795-1814); leider hat dieser keine seiner empfindungstiefen Eingebungen aufgezeichnet hinterlassen.

Unter den Dichtern Skandinaviens sind *Venget Lidner* (1769-1793) und mit mehr Berechtigung sein größerer landsmännischer Zeitgenosse *N. W. Bellmann* (1740-1795) zu erwähnen. Die meisten seiner ungemeinvolkskündlichen Trink-, Liebes- und humoristischen Lieder nebst Melodien, hat *Bellmann* in lustiger Gesellschaft improvisativ hervorgebracht.

Unter Polens Dichtern begegnet uns zuerst *Urula Kochanowska*, die Tochter des bedeutenden Lyrikers *Johann Kochanowski* (1530-1584). Während beklagte der Vater in einer seiner Elegien *Ursulas* Heimgang:

„Du Slaviens Sappho, Bardin lieb und klein,
Nicht solltest Du mir meines Erdengutes,
Rein, auch des Dichterrechtes Erbin sein;
Ich hoffte ja darauf so festen Nutes,
Wenn früh und spät, fast ohne eignes Wollen
Aus Deinem Mündchen kleine Lieder quollen“ usw.

Im vorigen Jahrhundert zeichnete sich der Lyriker und Epiker *Roman Borski* (1821 bis 1867) durch ein ungewöhnliches Improvisationstalent aus. Oft, wenn in Fremdes freies sich Gelegenheit bot, sprach er unter dem Einfluß momentaner Eingebung mit Leichtigkeit in Versen. Das größte Talent aber in dieser Richtung besitzt die polnische Nation unstrittig in *Sadwiga Luszczyńska*: „*Deotyma*“, das „Wunderfräulein“ genannt. 1836 zu Warschau, wo ihr Vater Staatsrat und Direktor im Ministerium für Industrie und Handel war, geboren, genoß sie eine sorgfältige Bildung, die sie schon früh an den Dichtern alter und neuer Zeit nährte. Mit ihren feurigen Stegreifpoesien über allerhand aufgegebene Themen, sogar aus der Astronomie, Mineralogie usw., trat sie bald in den Gesellschaften ihres elterlichen Hauses auf, um stets Bewunderung zu erregen. Ein

mal wurde ihr das Wort „*Abnung*“ zum Thema gegeben. Sofort antwortete sie:

„*Abnung* ist der Welten Zunder,
Abnung ist der Weisen Wunder,
Abnung ist des Dichters Schauen,
Abnung ist der Schatz der Neuen.“

Ein andermal hatte jemand das Wort „*Serz*“ genannt. Ohne hiervon eine *Abnung* zu haben, rief eine Dame der Dichterin noch das Wort „*Molde*“ zu. Sofort, nach wenigen einleitenden Versen, improvisierte *Deotyma*:

„Was brast Du, *Molde*,
Am Busen von *Serz*,
So jästliche Kräfte,
Wie rühst Du das *Serz*,
Das hältst und bezwingst Du,
Ein Mutter dem Raden,
Wie *Seimatren*; magst Du,
Machst *Wonne* erwachen.“

Im weiteren verband *Deotyma* beide Themen zu einem Gemälde mit philosophischen Perspektiven und von hinreißendem Schwingen der Bilder und Gleichnisse. Neben anderen Dichtungen hat sie auch einen Band ihrer Improvisationen ercheinen lassen. Ueberhaupt bildet das Singen aus dem Stegreif bei den Völkern slavischer oder mit ihr verwandter Abstammung eine stehende Erscheinung. Im „*Artischwinger*“, seinem prachtvollen Roman aus dem letzten polnischen Aufstand (1863) hat unter *Robert Schweichel* solch einen Volksfänger gezeichnet.

Sinnfichtlich des ungeheuren Reichthums an Volksdichtung kann sich aber keine Nation, selbst nicht die russische, mit der deutschen messen. Und all diese Schätze sind improvisativ entstanden, haben sich von Mund zu Mund fortgepflanzt, unterlagen dichterischen Zutaten, stofflichen wie sprachlichen Veränderungen, sei es von Seiten der unbekannten Sänger oder nachweisbarer Chronisten, und sind so auf uns gekommen. Der Vordenker dieser unständigen Stegreifdichter bei den keltischen Nationen ist schon eingangs gedacht worden. In Ländern deutscher Zunge sproßt die Kunst des Improvisierens bereits zu Zeiten der ritterlichen Minne und bürgerlichen Meistersänger hervor. Die Idee von poetischen Wortkämpfen, meist in Stegreifmanier, wie solche unter den keltischen Vordenkern gebräuchlich waren, wird zuerst lebendig in dem Gedicht vom angeblichen Sängerkrieg auf der *Wartburg*. Sie erfährt ihre nüchterne Ausgestaltung bei der überwiegendenweise von Lyrikern aus dem Handwerkerstand gebildeten Kunst der Meister-singer. Improvisatorisch im höheren Sinne hat sich wohl keiner hervorgetan. Aber wie spielend man zu ihrer Zeit die dichterische Technik beherrschte, das läßt sich schon an den sogenannten „*Frischenmeister*“ erkennen, die bei öffentlichen Aufzügen, *Wogel-schießen* usw. allerhand lustige und pasquillante Verse aus dem Stegreif zum besten gaben.

Als Improvisator von ausgesprochener Eigenart ist aber ein gewisser *Daniel Schönemann* (1695-1738), der später in Berlin Prediger war, anzusehen. In seinem 19. Lebensjahr von einer Gemüskrankheit überfallen, sprach er oft, wenn er vor Mattigkeit in tiefen Schlaf versunken war, stundenlang unbewußt in Versen. Seitdem blieb ihm diese Gabe. Er vermochte über allerhand Themen, die man ihm stellte, sofort ohne Nachsinn oder Vorbedacht in den reinsten zierlichsten Worten und Reimen mit gründlicher sachlicher Ausführung oft ganze Viertelstunden lang fließend und dabei so geschwind nacheinander wegzureden, daß ihm kein Schreiber folgen konnte. Es stand in seiner Gewalt, aufzuhören oder fortzufahren, schlechtere oder bessere Verse je nach mehr oder weniger Aufmerksamkeit seiner Zuhörer vorzubringen. *Schönemann* war so sehr Stegreifdichter, daß ihn, sobald er die Feder ergriff, seine Improvisationsgabe verließ. Er vermochte dann nur mit größter Mühe Verse zu schreiben

und die waren meistens mittelmäßig, wo nicht gar dilettantisch schlecht.

Eine zweifellos hochveranlagte aber tief unglückliche Natur, das, was man heute als „*verbunnetes Genie*“ ansprechen würde, tritt uns in dem Schlesier *Gotlob Wilhelm Burmann* eigentlich *Vormann* (1737 bis 1805) entgegen. Er hatte ursprünglich Jurisprudenz studiert und war dann nach *Verlin* gekommen, wo er zunächst zwölf Jahre hindurch die *Sande* u. *Zwenerische* (heute „*Rossische*“) Zeitung redigierte. Nebenher suchte er durch Musikunterricht und Gelegenheitsdichterei seinen Unterhalt; denn er war ein unglückliches Genie und galt in jüngeren Jahren als einer der fertigen und kunstreichsten Klavierspieler von *Verlin*, obwohl er nur vier Finger an der linken Hand besaß. Diesen Geburtsfehler auszugleichen, hatte er sich einen eigenen Fingerring erfunden, vermöge dessen er mehr leistete, als viele andere mit fünf Fingern. In Gesellschaften spielte *Burmann* nie, sobald man ihn darnun anging, wohl aber, wenn er sich vernachlässigt wähnte. Er konnte dann bewunderungswürdig am Klavier phantastieren und war in der Lage, der eigenwilligen Zirkel berühmter *Conjurer* nachzugehen. Aber auch die Gabe der dichterischen Improvisation besaß *Burmann* im hohen Grade. Bei heiterer Laune konnte er jeden Stoff in Verse einkleiden und solcherweise eine gerechschastliche Unterhaltung vier und mehr Stunden lang fortführen, wobei nicht selten überraschend schöne Gedanken und Wendungen aufstiegen. Von Gestalt klein und bager, dazu hübsch und übergebant, mochte sich hiervon wohl so mancher Verbitterung seines Lebens herleiten. Aber er wurde auch viel genützt und mit Hoffnungen auf irgend eine Lebensstellung vertraut, die ihn dem Elend entziehen hätte. Er hatte zwar immer sorglos gelebt. Aber in den letzten zehn Jahren vor seinem Tode, wo er an den Folgen eines Schlaganfalles dahin sticht und nur aus Erbarmen ein dürftiges *Obdach* fand, war er dem Publikum entfremdet worden. Doch unter diesem harten Elend litt weder seine ehrenhafte Gesinnung noch sein Stolz. Besonders hatte ein hoher Beamter die stets gutmüthige Willigkeit *Burmanns* ausgenutzt, diesem allerlei Widersprechungen gemacht, die nicht erfüllt wurden und ihn dann schließlich ganz von sich fern gehalten. Nach fast zwei Jahren erinnerte er sich des Armen und ließ ihn zu einem Besuche einladen. Da entgegnete *Burmann* dem gelandeten Diener:

„Bestell Er seinem Herrn:
Ich will bei ihm nicht essen;
Er hat mich lange Zeit,
Jetzt hab ich ihn vergessen.“

Burmann läßt uns an seinen großen Zeitgenossen, den unglücklichen genialen Dichter, Musiker *Christian Friedrich Daniel Schubart* denken. Schon als er noch Predigeramtskandidat war, hatte man auf ihn gewettet, daß er eine rührende Predigt über einen Zeit halten würde, der ihm erst beim vorletzten Vers der singenden Gemeinde gegeben werden sollte. Einst in der glänzenden Gesellschaft eines Landedelmannes gab er infolge einer Weite zum gerechten Erstannen aller Anwesenden folgende Probe: In einer halben Stunde schrieb er Text und Musik eines Tafelliedes, diktierte inzwischen einen drei Seiten langen Brief ohne *Stöckung* und unterbricht sich mit einem anwesenden Gelehrten über ein neu erschienenes Buch in geistreicher Weise. Ein ähnliches Experiment zu wiederholen, hat *Schubart* nicht mehr gewagt — es war ihm doch für seine Gesundheit zu gefährlich erschienen. Er gebot aber in der Tat über ein eminentes Improvisationstalent. Ob auf *Hohenasperg* an der Tafel des Festungskommandanten oder im *Weinhaus* zwischen lustigen Zechern: das Glas in der Hand, sprach er sofort gereimte Trinksprüche, die meistens recht dorb und nicht selten aus der

örtlichen Standakronik herausgehoben waren. Einige Beispiele von zahlreicher Art hat Schubart's Sohn Ludwig mitgeteilt. Ein Memtinger Antinacher Städele, der den Dichter besuchte, erzählte ihm von einem adligen Dummkopf, durch welchen er mit einer ärmtlichen Kommission aufgehalten worden sei. Da sagte Schubart:

„Hans Marx von hochgebornem Blut
Bestellt bei Dir 'n neuen Hut;
Necht fein gestutzt, klein, stüchtig süß,
Nach Gesammode in Paris.
E Städele sei doch so gut,
Mach ihm den Kopf gleich mit dem Hut!“

Ein reisender Virtuose, dem Schubart nur ein mittelmäßig besuchtes Konzert hatte zu sammenbringen können, begehrte von diesem ein Albumblatt, das sich auf ihn, den Musiker, be-

Original war auch ein Trostspruch, den Schubart einem Stornettbläser gab, bei dem er im Hause wohnte, und dem seine leidende Frau oft prophezeite, sein Sausen werde ihn noch in die Hölle bringen:

„Wie glücklich ist der Zinkenist,
Der Herr und sein Gefelle!
Er kommt, wenn er gestorben ist,
Gewiß nicht in die Hölle;
Denn Gott hält oft ein Kreuzenfest
Mit auserwählten Christen;
Und weil man da Posanne bläst,
So braucht man Zinkenisten.“

Aus dem vorigen Jahrhundert sind außer Hoffmann von Fallersleben, dem bekannten Lyriker, der, obgleich er öffentlich nicht aufzutreten ist, doch ein meisterlicher In-

strument angefertigt worden. Daß alle Stegreifdichterei, wie sie noch jetzt auf Varietébühnen und in Kabarets bisweilen erscheint, vielfach auf plumpe Täuschung hinausmündet, bedarf kaum der Erörterung.

Dagegen gedeiht sie nach wie vor bei sämtlichen alpinen deutschen Stämmen. In den schweizer Bergen, in Tirol, im bayerischen Hochland wie im bayerischen Wald, vom Salzburger Gebiet bis in die steirischen Alpen hinein - überall ist die Stegreifdichtung lebendig. Von den Musikliedern bis zum Schnaderhüpfel, Jodler und Kuhreigen gehört alles dem Volk jener Bergregionen. Nun ist die Gabe des Improvisierens als unveräußerliches Naturtalent verliehen. Erst der Einbruch des touristischen Zeitalters



Ein Gefangener. Nach einem Gemälde von Otto Piltz.

ziehen sollte. Der Dichter schrieb es sogleich auf dem Klügel, wovon er gefessen:

„Schlecht ist der Virtuosen Glück
In unsrer Tage Lauf,
Es tüt not, sie nähmen einen Strick
Und hingen all' sich auf.
Pfeift einer auch wie Lebrün*) pfeift,
Geigt einer Vokli**) nach,
Greift's Klaviford wie Eckard***) greift
Und komponiert wie Bach.
So hört man lieber Schellenklang,
Schub- und Stakensdrei,
Und Gänsgigag und Felsang,
Als Sphärenmelodei.
Das Ohr der meisten Menschen ist
Wie Ejselohr gar groß;
Darum bedenk's, mein frommer Christ,
Und werd' kein Virtuös!“

*) Ausgezeichnete Solisten der Stuttgarter Theaterkapelle.

**) Damals sehr bekannter Klaviervirtuose.

provifator war, — wie Weibel, Bodensiedt, Richard Wagner u. a. — auch einige Stegreifdichter von Bedeutung zu nennen. Als solche betätigten sich: D. L. B. Wolff aus Altona (1799—1851), an dem Goethe, als er ihn 1825 in Weimar hörte, lebhaftes Interesse gewann und ihm zu einer Jenerer Professur verhalf; ferner W. Langenschwarz, M. Richter, Karoline Leonhardt-Lyser, Eduard Veermann, der Braunschweiger Wilhelm Herrmann und Eduard Volkert. Allein das deutsche Publikum hat an derartigen Produktionen immer wenig dauernden Anteil genommen. Sie liefen doch mehr oder minder auf leichte Mache hinaus und waren obendrein nicht vom großen Augenblick geboren, sondern in der Hauptsache lang vorher zu Vortrags-

verhalf jener alpinen Volkspoesie, deren Charakteristikum das Schnaderhüpfel ist, zu literarischer Anerkennung. Vorher wußte man nichts von ihm und die wenigen Kathedergelehrten, die es wußten, gingen mit Geringschätzung daran vor über. Wer aber einmal eingedrungen ist in den Zauberarten der Alpendichtung, der versteht auch, was zum Beispiel ein so gründlicher Kenner wie Hans Grassberger geschrieben: „Das Schnaderhüpfel ist lebensvolle, gesunde und ehrliche Poesie, ist das selbstgeschaffene Laienbrevier der Helpler. Im Schnaderhüpfel treffen, verstehen und messen sich die Burichen der Nachbarschaft und die entlegener Alpentäler. Es spornt oft zum Kaufhandel und Trebel, es verwandelt aber auch den Zellenturm, darin die ungestüme Freiheit büßt, in einen jingenden Käfig und täuscht mit dem Jodler über die unfreiwillige



M. J. Hobbema: Der Weg von Middelbarnis.

Waise hinweg. Das Schnaderhüpfel ist des Kneplers Erkennungszeichen, ist sein Stolz und sein Tröster, ist in der Fremde sein klingendes Heimweh." Daß hinter jedem guten Schnaderhüpfel ein wirklicher persönlicher Dichter steht, daß es in seiner knappen blühenden Begriffsfülle oft ein klammerswertes Kunstwerk ist, wer könnte das leugnen. Weil es nun dem Volke, das es schafft und singt, ausschließlich eigen ist, so trifft auch vollkommen zu, was Rudolf Greinz irgendwo von seiner Beschaffenheit gesagt hat: „Aufg'wirzt für dö gau-znobligen Leut seins freilich alle mitananda nit. Sab'n g'agelte Schnad an und an lodenen Jangger und röden könnens a sei, wie ihnen der Schnabel g'wachsen is." Ueberwältigend groß und reich sind die Sammelwerke von Schnaderhüpfeln, welche wir jetzt haben. Aus ihnen kann man die Knepler wirklich kennen lernen. Ihr Leben und Lieben in Spiel und Kampf, ihr ganzes Denken und Fühlen tritt da plastisch zutage. Die Beziehung der Geschlechter zueinander in ihrer unbekümmerten Moral nimmt natürlich eine dominierende Stellung ein, denn:

„Die Lieb is a Zeitung,
Besteht seit jeher,
Und Amor is ja
Altan Redakteur.“

Alle guten wie schlechten Charaktereigenschaften der „Deandln“, alle ihre körperlichen Reize werden darin besungen; freilich bleibt es der Spottlust unbenommen, sich auch an vorbandenen Fehlern und Mängeln zu reiben. Singt da ein Tiroler Bursch:

„Wie schian (schön) is a Pfau,
Und wie schiach (häßlich) sein die Schwein -
Diandl, auf Dei' Schianheit
Wild Dir ja nit a' viel ein.“

Und ein anderer redet noch deutlicher und berber:

„s Diandl hat d'Nasen
Schön mitt'n im Gesicht,
Darf satrisch Acht geb'n,
Dah' s' Best nit wegbricht.“

„s Diandl hat a Barz' im Gesicht,
Zwoa Aröpf' auf'm Hals,
An Knabenschwanz sollt's a no hab'n,
Sonst is's nit All's.“

Aber's Diandl hat Krakei (Wänder),
Und a G'sichte hat's a,
Als wenn an Nachbar sei' Ech's
D'rüber abö g'reutcht wa'.“

Allerdings scheint auch jener aus böier Erfahrung zu schöpfen, der da singt:

„So g'wiß als seit Adam
Die Kesseln hab'n brennt,
So g'wiß san die Diandl falsch,
Bal (sobald) ma's recht kennt.“

Deshalb will er vom Ehestand nicht viel wissen:

„Seirat'n mag i nit,
Weil's mi nit g'frent,
Mei Stug'n (Hinter) is m'r Liaber,
Als d' Weiberleut.“

Es sei denn, er huldigt türkischer Auffassung:

„Dreizehn Diandln liab i
All in oan Kranz,
Wann oane der Tuist holt,
Weil's Dupelet no ganz.“

Einem Trennsen nachzulaufen oder sich gar um ihn zu grämen, das tun aber auch die Diandln nicht immer:

„Wegen oan Quab'n trauern,
Dös fällt mir nit ein,
Weil seradreichig Quab'n
Für oa Madl sein.“

Man sieht: Kopfhänger sind weder die Burschen noch die Mädchen; denn wie die Alten jungen, so treibens auch die Jungen:

„Der Bauer bucht (küßt) die Bäuerin,
Der Knecht haßt die Diarn - und
Der Quabua beim Semadiandl
Tuats a scho probiern.“

Die ernsteren Seiten des Lebens der Gebirgler werden allerdings selten gestreift; dann aber meistens mit Galgenhumor. Die Knepler wissen:

„D'Welt is so voll Mäng'l,
Wann ma wollt kritizier'n,
Da durst' ma 's ganze Jahr furt
Mir anders probier'n.“

Alles bleibt doch beim Alten. Gelegentlich besonders wenn sich wo im Wirtshaus oder auf dem Tanzboden zwei Rivalen im Zuprovizieren von Schnaderhüpfeln messen fallen auch wörtliche Hiebe auf andere Stände, mit denen die Knepler zunächst öfters in Verkehr treten müssen.

„A Fleischer bleib all'weit
A G'schaff'l a hoch's,
Und wer macht'n denn reich,
No 's Rindvieh, der Och's.“

So läßt sich ein Oesterreicher hören. Und ein Oberbayer singt:

„Mei Nachba, da Mezza,
Tuat Salpeta in d' Würst,
Da is do foa Bunda,
Wenn Can all'weil d'irjt'.“

Ein anderer bespöttelt sich als Milchpanticher:

„Mei Wei' is a Milchwai',
Und i bin ihr Mo',
Und wir pritschen in d' Milki
Viel Wasser halt dro'.“

Mit seltener Offenheit bekennt der Waldler:

„Vom Wald bin i außi,
Vom Land der Kultur,
Da frißt ma d' Erdäpfeln
Mitfamt der Montur.“

Kritisch warnt ein Schweizer:

„Merzugrünet,
Weiberschöni,
Pfaffen-Nebermuet
Tuet nie fei guet.“

Und noch energischer ein anderer:

„Trau kein Wolf uff wyter Heid,
Keim Pfaff by synem Eid,
Keim Jud by synem G'wüffe,
Süsch bist (Sonst bist) vo-n alle b'sch(m)isse.“

Vorgänge auf dem politischen Welttheater liegen den Gebirglern noch zu fern für ihre

Stegreispoesie. Gelegentlich kann man auf ein Schnaderhüpfel stoßen, das so etwas wie politische Witterung hat. Als ältestes in dieser Hinsicht erscheint mir das folgende, das wohl aus der Zeit des bayerischen Erbfolgekriegs (Marschall-) Kriegs stammen dürfte:

„Wann i Geld hätt wie Schneid,
Tät i'n Boarsfürsten Post,
I lieh'n glei frag'n,
Was sei Saulandl kost'.“

Und Franz von Stobell, der berühmte bayerische Dialektdichter, dem das Schnaderhüpfel singen wie selten einem im Blute lag, beklagt einmal, daß so wenig Freiheit sei:

„Und a Gams, deus foa Freiheit hat,
Tuat nit lang leb'n (und)
's unmaß b' Freiheit hübsch rar sei',
Tuat weni' Gams geb'n.“

Ueber seine Person und seine allernächste Nachbarschaft verliert auch er sich selten. Er huldigt einer frohen Lebensbejahung nach dem Rezept: Lustig gelebt und selig gestorben, in dem Tenfel die Rechnung verdorben.

„Was mißt denn dö's Gräma
Was mißt denn dö's Sorgen,
Das Leb'n ist ja so nur
Von heut bis auf morgen.“

Daher tun sich die Burschen gern was an einen „Bruder Klüderlich“ zugute:

„Wer zu neunaneunz'g Pfennig
Auf d' Welt kömma is,
Der bringts zu foan Markt,
Dös is a mal g'wis.“

Wenn mei Bala a Mini war',
Da woasa mei Gölh,
Nacha war i der Freita,
Der i jeka bin, nöt'“

So viel ist dem frohlebigen Burschen gewiß:

„Dö Lump'n sant Lump'n,
Dö Lump'n hab'n Geld,
Wann dö Lump'n nit wär'n,
War' foan Freud auf da Welt.“

Und is dö's Leb'n umma,
Und is dö's Leb'n aus,
So müass'n ma hübsch alli
Durch's Kennloch 'haus.“

Zum Schluß eilend, möchte ich nur noch kurz darauf hinweisen, daß auch die meisten Gedichte lyrischer Art bei den Naturvölkern in Asien, Afrika, Australien und Amerika in provokationen sind, die von den Frauen herühren und gesungen werden; traditioneller Natur sind nur gewisse Lieder, die zur Begleitung von Kunsthandlungen dienen. Es gibt zahllose Liebes-, Tanz- und Klage Lieder. Aber auch Wiegen- und Spiel Lieder, deren Motiv im Osten Asiens und im Norden Afrikas das gleiche ist. Eine besondere Art bilden die Arbeitslieder, namentlich solche, die bei der Herstellung von Nahrungsmitteln, beim Weben, Spinnen, bei der Fabrication von Töpfen, beim Ackerbau von den Frauen gesungen werden. Auch diese sind Improvisationen. ---

Ihr Sohn.

Skizze von Fedor KraBnikow.

Gregor Alexjewitsch war ein armer Bauer in der Nähe von Moskau. Er hatte eine kleine, freundliche Frau, die jedoch mehr Schläge als Brot von ihm bekam, und die sich wohl weiter nicht groß darum gegrämt hätte, wenn der Tod eines schönen Tages ihren geliebten Gatten abgerufen hätte. Dieser Ehe waren drei Kinder entsprossen: ein Knabe und zwei Mädchen. Mit Sehnsucht erwartete die geplagte Frau die Stunde, da ihr die Kinder hilflos zur Seite stehen könnten und einen Teil der Arbeit von ihren belasteten Schultern abnehmen würden. Die Zeit verging; die Kinder wuchsen heran und die beiden Mädchen

wurden hübsche, arbeitame Jungfrauen, die fleißige und rechtschaffene Männer bekamen.

Gregor Alexjewitsch war mit den Jahren alt und hilflos geworden und an einem schönen Junimorgen hatte das Schicksal mit seiner gequälten Frau Mitleid und erköste sie von dem rohen Patron.

Nun war die arme Witwe mit dem Sohne Alexei Gregorowitsch allein. Der aber war in allem das Ebenbild seines Vaters: ein heftiger, aufbrausender, jähzorniger und fauler Bursche. Nichts tat er der Mutterzuliebe. Die geplagte Frau versuchte mit Milde und guten Worten auf ihn einzuwirken, nahm seine Schwächen und

Lasten bei jeder Gelegenheit in Schutz und verdoppelte in ihrer Unwissenheit auf diese Weise nur die Fehler und abscheulichen Gewohnheiten des Sohnes. Das aber bestärkte ihn nur in seinen Lasten. Kurz und gut: es kam so weit, daß der siederliche Bursche der Mutter mit Schlägen drohte, wenn die Alte nicht genügend Geld vom Markte heimbrachte, damit er es in loderer Gesellschaft verprassen konnte.

Eines Tages erschien Alexei Gregorowitsch im Hause der Mutter, das er eine halbe Woche lang gar nicht aufgesucht hatte, gänzlich neu und elegant gekleidet. Die arme Frau faltete in ihrem Schreck die Hände und rief: „G-

barmen! Wo hast Du die Kleider oder das Geld dazu gestohlen?"

Alexei Gregorowitsch antwortete nur: „Wenn man Dich danach fragen wird, so erwidere der Wahrheit gemäß, daß Du es nicht weißt.“

Dann ging er pfeifend hinaus.

Die unglückliche Frau war außer sich vor Schmerz. Sie konnte es sich nicht anders denken: ihr Sohn habe gestohlen und man werde ihn nun in das Gefängnis stecken. Allein sie irrte sich. Alexei Gregorowitsch hatte nicht gestohlen, sondern hatte etwas noch viel Schlimmeres begangen. Sein Geld rührte von einer Frau her, die sich durch häßliche Sitten und Manieren vor allen anderen auszeichnete. Es war eine von denen, welchen man nichts Bestimmtes nachsagen kann, die aber dennoch Jedermann kennt.

Die Sache war so gekommen: Dieses Frauenzimmer, das mit einem Manne verheiratet war, den sie hinterging, suchte schon seit länger Zeit einen Menschen, der ihr den lästigen Mann lautlos und ohne viel Federlesen aus der Welt schaffen könnte, und unter den ihr bekannten, dunklen Existenzen erschien ihr niemand zu ihrem Vorhaben geeigneter als Alexei Gregorowitsch.

Es fiel ihr auch nicht weiter schwer, ihn an sich zu locken und die Herrschaft über ihn zu gewinnen, da er ein Mensch von schlechten Eigenschaften und noch sehr jung war.

Es war die alte Geschichte, wie sie in tausend Romanen vorkommt: der Mörder steht in irgend einem dunklen Winkel des Hauses, barfuß, mit dem Messer in der Hand, die Frau ist im Schlafzimmer des Mannes und gibt dem gedungenen Mörder durch Klopfen an der Tür das verabredete Zeichen. . . .

Am nächsten Tage kam bereits das ganze Dorf die beiden Schuldigen. Dann erfolgte die Verhaftung. Alexei Gregorowitsch wurde von zwei berittenen Gendarmen in die Mitte genommen und abgeführt.

Seine alte Mutter stand da mit rotgeweineten Augen und eingefallenem, runzeligem Gesicht. Alle ihre Tränen und schweren Hoffnungen waren nun zerfallen und verweht! Ihr Sohn war ein Mörder. . . .

Mit weitgeöffneten Augen starrte sie den Gendarmen nach, die ihn fortführten in Ketten und Glend. Doch dann überwältigte sie der ungeheure Schmerz: sie stieß einen lauten, durchdringenden Schrei aus und brach zusammen. . . .

Die Nachbarn eilten mitleidig herbei; allein Alexei, der einzige Sohn, wandte nicht den Kopf zurück, er hatte keinen Blick für seine Mutter. . . .

Als die Alte wieder zu sich gekommen war, hatte sie nur den einen Gedanken, alles daran zu setzen, um das Leben des Sohnes zu retten.

Sie ging nach Moskau und hielt sich in der Nähe des Gefängnisses auf. Wenn sie auch den Sohn nicht sehen konnte, so war es ihr doch eine Art Genugtuung, täglich mehrere Male vor dem düstern Gebäude mit seinen vergitterten Fenstern auf und ab gehen zu können.

Die Liebe zu ihrem Kinde ließ sie alle Angst vergessen; sie sprach die Personen, die in das Gefängnisgebäude gingen, an, wurde angefahren, ausgescholten und mit Drohungen überschüttet. Endlich fand sie dennoch einen gutmütigen Advokaten, der sich der Sache ihres Sohnes annahm.

Der Tag, an dem die Gefangenen Besuche empfangen durften, rückte immer näher; und als er da war, ging die alte Mutter laut weinend in das Gefängnis, um ihr Kind wiederzusehen. Alexei wurde in das Empfangszimmer gebracht. Er sah bleich aus und gab der Alten einen Kuß auf die Stirn. Für diesen Kuß verzich ihm die gute Frau all seine Schlechtheiten, sogar sein Verbrechen.

Am der Tag der gerichtlichen Verhandlung kam heran. Alexeis Verteidiger tat seine Schuldigkeit und es gelang ihm, den Angeklagten der Todesstrafe zu entziehen. Das Urteil lautete auf lebenslängliche Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken.

Mit etwa fünfzehn anderen Verbrechern trat Alexei den Zug nach dem Norden Sibiriens an. Zehn Monate dauerte der Transport nach den Gebirgsländern der Altaikette.

Als der Zug dort angekommen war und die einzelnen Gefangenen ihren Distrikten zugeteilt waren, verlas der Geistliche die Verhaltensvorschriften, und alle hörten dieselbe mit gelächelten Mäulern an.

Zehn Jahre waren ins Land gegangen.

Das alte Mütterchen schrieb pünktlich mit jeder Post. Auch Alexei antwortete ziemlich regelmäßig. Seine Zeilen verrieten häufiger weiche Gefühlsregungen für seine Mutter und Neue über seine Tat. Da alle abgehenden und ankommenden Briefe von der Direktion gelesen wurden, so konnte der Inhalt derselben für Alexei nur glänzlich wirken. Bald wurde er denn auch in die erste Klasse der Gefangenen gereiht, das heißt, er durfte die Bergwerksarbeit mit ländlicher Weidartigkeit vertauschen und erhielt die Erlaubnis, seine Mutter kommen lassen zu dürfen.

So kam es, daß die Alte eines Tages einen Brief ihres Sohnes und ein Schreiben der Direktion erhielt, worin ihr die Erlaubnis erteilt wurde, den so schmerzlichen und langen Entbehrten aufsuchen zu dürfen.

Bald waren Hab und Gut verkauft und das Mütterchen befand sich auf dem Wege nach der Strafkolonie. Eine Stadt nach der anderen verschwand und ein Weg nach dem anderen wurde zurückgelegt. Endlich, nach langen Monaten, langte die alte Frau an ihrem Bestimmungsort an.

Vor ihr lag das finstere Gebäude der Sträflingsanstalt. Ihr zitterten die Knie. An dem verräucherten Torweg stand eine Militärperson von freundlichem Aussehen. Das Mütterchen ging an den Soldaten heran und ergriff gleich das Wort: „Kennen Sie vielleicht Alexei Gregorowitsch, einen von den Str. . . ?“ Das Wort steckte ihr im Munde.

Der Unteroffizier machte eine verlegene Miene: „Ihr seid wohl seine Mutter? Ja, ich kenne ihn!“

„Ist er etwa krank?“

„Daß ich nicht wüßte! . . . Wenn Ihr übrigens Näheres wissen wollt, geht nur dort hinein und fragt nach dem Bureauvorsteher.“

Er nannte einen Namen.

Als die Alte den ihr gewiesenen Weg davon trippelte, murmelte der Unteroffizier leise vor sich hin: „Armes Weib!“

Das Mütterchen war in das Wartezimmer des Bureauvorstehers eingetreten. Sie mußte einen Augenblick dort verweilen, da jemand im Nebenzimmer sprach. Sie lauschte. Erst verstand sie nur wenig, dann aber besser. . . . Durch die Tür klang es hindurch: „Also an seinem Aufseher hat er sich vergriffen?“

„Zu Befehl!“

„Ist er gefesselt?“

„Wis jetzt noch nicht!“

„Es wird natürlich kurzer Prozeß mit ihm gemacht werden. Ich werde sein Todesurteil zum nächsten Morgen ausstellen!“

„Zu Befehl!“

„Wie heißt er denn eigentlich?“

„Alexei Gregorowitsch aus dem Gouvernement Moskau.“

Ein durchdringender Schrei aus dem Nebenzimmer und ein schwerer Fall endigten das Gespräch. Man fand im Nebenraum eine alte Frau bewußtlos auf dem Boden liegen.

Als die Alte wieder zur Besinnung gekommen war, befand sie sich in einem fremden

Hause, umgeben von ihr gänzlich unbekannten Gesichtern. Sie nannte mit schwacher Stimme den Namen ihres Sohnes, dann lehnte sie sich ermattet in die Stufen zurück. Drei lange Monate gebrauchte sie zu ihrer Erholung. Aber mit den zunehmenden Kräften begann ihr Gedächtnis zu schwinden. Der eine Trost war ihr jedoch geblieben: man hatte die Todesstrafe ihres Sohnes mit Rücksicht auf ihren Zustand in fünf Jahre doppelte Stellenhaft umgewandelt. Der Anstaltsarzt war der Ansicht gewesen, daß eine Strafmilderung das einzige Mittel für die Wiederherstellung der Gesundheit der so hart geprägten Mutter sein würde. Namentlich hielt er von einem Beisammensein von Sohn und Mutter viel für beide Teile.

Mit Not und Mühe erhielt Alexei die Erlaubnis hierzu. Man holte den Sträfling und brachte ihn in das Straßenzimmer, an das Port seiner Mutter.

Zehn Jahre waren vergangen, seitdem die alte Frau ihr Kind zum letztenmal gesehen hatte. Weiße Tränen liefen über ihre gefurchten Wangen. Es waren die Tränen, die sie in langen Stunden für ihr armes, unglückliches Kind angesetzt hatte.

Der Arzt hatte richtig vorausgesehen. Durch dieses Wiedersehen trat eine Wendung der Krankheit ein.

Zwei Wochen später wurde die alte Frau als geheilt aus dem Hospital entlassen. Nun stand sie mütterleichenallein mit ihren zwei Nierenbeschwerden auf der Straße, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollte.

Die Gefängnisverwaltung gab ihr nach langem Bitten eine Stelle als Schenkerfrau.

Vom nächsten Tage an konnte man jedesmal zur Zeit der Mittagsarbeitspause eine alte Frau von mittlerer Figur mit einem Gesichte in der Hand nach dem Sträflingshause hinwandern sehen. Es war Alexeis Mutter, die ihm nun diese Stunde pünktlich den größeren Teil ihrer eigenen Mahlzeit brachte. Er nahm das Essen wortlos in Empfang. Langsam und schon kam er ihr näher und hinter ihm heulten die Stetten. . . .

Die Mutter sprach einige freundliche Worte zu ihm, küßte ihn auf beide Wangen und wartete, bis er die Schüssel geleert hatte.

Die Wärter ließen sie gewähren. Die harten Menschen hatten Mitleid mit der armen Frau.

Wieder waren vier Jahre vergangen. Das Mütterchen war merklich zusammengeschrumpft. Nur die eine Hoffnung hielt sie noch am Leben: daß sie in einem Jahre mit Alexei wieder vereint sein würde. Erst zählte sie die Monate, dann die Wochen. In tausend Dämmerstunden an hunderten von stillen Sonntagen hatte sie sich das Glück ausgemalt, wenn sie erst ihren Sohn wieder für sich haben und mit ihm vereint ein gemeinsames Leben würde führen können!

Es war ein wolkenloser Septembertag. Die Berge lagen in blauem Dunst gehüllt und auf ihren Abhängen und Triften weideten friedlich die Schafe. Da kam von dem Bergwerk, in dem die Sträflinge arbeiteten, eilend ein Aufseher die Straße daher. Kurze Zeit darauf wurde Alexeis Mutter in das Vorstandsbureau gerufen, wo ihr schonend mitgeteilt wurde, daß ihr Sohn soeben auf dem Wassilischacht tödlich verunglückt sei.

Stumm wandte die Alte hinaus. In ihren Augen standen keine Tränen. Sie hatte in ihrem Leben schon genug geweint.

Einige Stunden später kniete ein altes Mütterchen in der Gefängnis Kapelle vor der unkenntlichen Leiche ihres Sohnes. Sie kniete lange, den Blick nach innen gerichtet und träumte noch einmal den schweren Traum ihres Lebens, während die Abendsonne in langen, goldenen Strahlen durch das Kuppelfenster fiel und den weißen Scheitel des armen, knienden Weibes küßte. —

Wenn du einst wiederkehrst . . .

Wenn du einst wiederkehrst, will ich bescheiden beiseite steh'n . . .

Strahlt mir aus deinem Aug' leuchtend entgegen ein hebr'es Glück, will ich es hegen . . .

Willst du voll Herzlichkeit mit beiden Händen mich an dich zieh'n, will ich mich wenden . . .

Törichtes Herz, ichweig' still und laß dein Schmen. Hörst du? - Ich will! Zurück ihr Tränen in meinem Aug'! Ich will!

Karl Petersson.

„Der Weg von Middelharnis“ heißt das Bild Meindert Hobbemas, das jetzt in der Londoner Nationalgalerie hängt.

Ebenso war auch Hobbema, der neben Munsdael an der Spitze der holländischen Landschaftsmaler steht, eigentlich nur in seinem Nebenamt Maler.

In der Tat, was sollte uns an diesem Werke fremd berühren? Eine Landstraße, mit tief eingegrabenen Weisen, deren ausdrucksvolle Linien dem Vordergrund so natürliches Leben verleihen.

die die Antike und Italien überwunden hatte und nur die Gegenwart und die Umgebung sah.

Aber wie fesssam springt das Schicksal mit dem Künstler um! Zu seinen Lebzeiten war Hobbema so hoch geschätzt wie Munsdael, d. h. gar nicht.

Es ist das große, historische Verdienst der holländischen Künstler, daß sie das Malerische in der Wirklichkeit suchten, Dokond trat damit Italien gegenüber.

Wir können die Entwicklung dieser holländischen Malerei nach Rembrandt in Etappen verfolgen. Zuerst kam das Soldatenbild, dann die Szenen, die das Leben der einfachen Leute schilderten.

Nach in der Landschaft lassen sich noch Etappen nachweisen. Zuerst war es die großartige, effektvolle Landschaft, die die Künstler fesselte.

Der Mai, der Monat der Blüten und des zur ersten vollen Entfaltung gelangenden Lebens in der Natur, ist der erklärte Liebling in der Reihe der Monate.

Besonders erwünscht sind warme, nicht gerade anhaltende Maienregen: „Im Mai ein warmer Regen, bedeutet Fruchtesegen“.

gleichfalls zu Wetterprognosen Anlaß: „Schwärmen im Mai die Bienen, laß die's zum Troste dienen“.

Sie wieder zum Leben erwachte Tierwelt gibt dem Beobachter, der gegen ihre Mannigfaltigkeit dem wenig vorgeschrittenen Jahreszeit halber noch nicht abgehaut ist, eine Fülle von Erscheinungen.

Die Lebensdauer in der Pflanzenwelt. Ob in der Pflanzenwelt eine unbegrenzte Lebensdauer möglich ist, das ist eine Frage, über welche sich die Gelehrten nicht einigen können.

Rechtliches ist bei einzelnen höheren Pflanzen beobachten, bei solchen, die sich nicht durch Samen, sondern auf vegetativem Wege vermehren oder vom Gärtner so vermehrt werden.

Dr. Knaugieher in Amsterdam geht sogar soweit zu behaupten, daß dem Baumlleben eine natürliche Lebensgrenze nicht gesetzt ist.

Nachdruck des Inhalts verboten!